

# **Die Ballade von Albin und Rosaline oder: Das Leben ist immer näher als der Tod.**

**Das Geesthachter Hospiz ist ein Haus der Hoffnung, in dem das Leben gefeiert wird.**

*Hoffnung ist nicht die Erwartung,  
dass etwas gut ausgeht,  
sondern die Gewissheit,  
dass etwas Sinn macht,  
egal wie es ausgeht.*

Vàclav Havel (1936-2011)  
Dramatiker, Bürgerrechtler,  
Präsident der Tschechischen Republik

## **Das Hospiz und Dantes Inferno**

Wenn im Freundeskreis die Hospizarbeit zum Thema wird, setzt häufig eine etwas sonderbare Reaktion ein: Zunächst gibt es erschrockene Blicke, dann ersterben schlagartig gerade noch munter geführte Gespräche, gefolgt von einer neugierigen Hinwendung der Aufmerksamkeit mit einer oft versteckten, aber dennoch deutlich spürbaren inneren Abwehrhaltung und Spannung.

Hospiz, das scheint für viele direkt aus der Welt von Dantes Inferno zu stammen, dem Eingang zur Hölle, über dessen Tor angeblich geschrieben steht: *„Durch mich geht man hinein zur Stadt der Trauer, Durch mich geht man hinein zum ewigen Schmerze, ...lasst, die Ihr eintretet, alle Hoffnung fahren!“*

Das Hospiz als eine Durchgangsstation für Sterbende, als eine Art Wartezimmer des Todes, als einer finalen, endgültigen und unumkehrbaren letzten Instanz?

Jeder weiß, dass am Ende des Lebens der Tod steht. Aber der Tod ist kein gutes Thema, er kommt früh genug. Es ist besser und vor allem schöner, sich dem Leben zuzuwenden, da warten die Hoffnungen auf die Zukunft, auf große Taten und Entwicklungen, da hat man das Heft des Handelns selbst in der Hand.

Hoffnung und Hospiz, wie passt das zusammen? Hoffnung auf ein schnelles, schmerzloses Ende vielleicht, aber sonst?

## **Das Hospiz: Metamorphosen der Hoffnung**

Hoffnung am Ende des Lebens hat viele, sehr viele Gesichter. Oft umweht sie eine leise Melancholie, denn sie stehen nicht mehr für ein Versprechen des Fernen, der Zukunft: Das Schneeglöckchen steht nicht mehr als Hoffnungsbote des Frühlings, weil es keinen Frühling mehr geben wird. Es steht für sich in seiner eigenen Stärke und Schönheit. Ein ungewohnter Blickwinkel. Eine Schönheit, die es vielleicht erst zu entdecken gilt.

Hoffnung bekommt am Ende des Lebens oft einen sehr, sehr nahen Horizont: Sich mit einem Familienmitglied versöhnen, noch einmal das Meer sehen, noch einmal die Sommersonne auf der Haut spüren, noch einmal eine große Opernübertragung im Kino anschauen, noch einmal Spargel mit Kartoffeln und Schinken essen, nicht allein zu sein, wenn der Geist in wenigen hellen Momenten die Dunkelheit der Demenz durchbricht.

Hoffnung am Ende des Lebens ist sehr nah an der großen, der erfüllenden Sehnsucht gebaut. Oft verbunden mit sehr starken Gefühlen, wie das so ist bei den letzten Dingen.

Es gibt für diese Hoffnung kein Vertrösten, kein Aufschieben, kein Zerreden, keine zusätzlichen Optionen oder Alternativen. Hoffnung ist unbedingt und ihr Ziel ist immer das Leben, auch wenn es sich dem Ende zuneigt.

Das Hospiz ist deshalb ein Ort der Hoffnung und des Lebens.

Jeder Gast hat sein eigenes, oft langes Leben im Gepäck, wenn er in das Hospiz einzieht. Ein Leben, das seine Hoffnungen und Sehnsüchte oft auch in seinen letzten Tagen bestimmt.

Von einem dieser Lebenskreise möchte ich erzählen, der sich vor mehr als 90 Jahren irgendwo im Lauenburgischen öffnete und sich hier im Geesthachter Hospiz wieder schloss. Es ist:

## **Die Ballade von Albin und Rosaline**

### **1. Strophe: Mitten im Leben**

In seinen guten Jahren war Albin ein Kerl. Ein Mann wie ein Baum, groß, stark, breite Schultern. Sonorer Bariton. Wenn er lachte – und er lachte oft – dann dröhnte es und die Wände wackelten. Ihn zog es zeitlebens in die Ferne, bis auf Irland hatte er alle westeuropäischen Länder bereist. Doch auch von der Schönheit Ostpreußens konnte er hemmungslos schwärmen.

Aber nicht nur das Reisen, vor allem auch Werte wie Fairness, Gerechtigkeit, der Einsatz für Schwächere im Alltag, das war ihm sehr wichtig. Wenn er seine Werte verletzt sah, dann konnte der freundliche, fröhliche Mann schlagartig sehr böse, garstig und hart werden – und sehr direkt.

Gelernt hatte er Handwerk. Nach dem Krieg als Bäcker im Lauenburgischen, dann in der Stahlarbeit am Hochofen im Ruhrgebiet. Dort lernte er seine Frau kennen, kehrte mit ihr ins Lauenburgische zurück und wurde Facharbeiter, Feinschleifer.

Vor allem aber wurde er Personalrat, klug, schnell im Kopf, politisch wach mit einer nie nachlassenden Leidenschaft für die Schicksale derer, die im Leben schwer zu kämpfen hatten. Wenn er später von seinem Arbeitsleben erzählte, dann stand das im Mittelpunkt: *„Zu mir konnten alle kommen, die nicht mehr weiterwussten.“*

## **2. Strophe: Über die Dunkelheit**

Sein Charakter und seine Lebenseinstellung waren bestimmt durch eine wunde Stelle, die auch in den neun Lebens-Jahrzehnten nie so recht verheilt ist.

Die dunkle Gestalt seines frühen Lebens war der Vater, jähzorniger Dorfschullehrer, unberechenbarer Sadist, begeisterter Nazi. Mitmenschen zu drangsalieren, zu bedrohen und zu quälen war ihm eine ständige Freude und großer Spaß.

Für das Kind bedeutete das Essensentzug, Prügelorgien und tage-, auch nächtelang in einem lichtlosen, feuchten Keller eingesperrt zu werden. Seine Mutter ertrug dieses ausweglose Dasein nicht und nahm sich das Leben, als er vier Jahre alt war. Sein Leben aber ging weiter. Sein Vater heiratete erneut.

Unter seiner Stiefmutter wurde der Alltag nicht besser, er wurde schlimmer.

Die große Hoffnung in dieser dunklen Schattenwelt war sein großer Bruder, ein Vorbild, ein Retter, eine Lichtgestalt. Flieger, Pilot der Luftwaffe. *„Wenn der Krieg zu Ende ist – und das wird bald sein – dann verschwinde ich von hier. Und dich nehme ich mit!“* Seine Sehnsucht, die Hoffnung auf ein anderes Leben klammerte sich an diesen einen Satz, an dieses brüderliche Versprechen.

Dann kam der schlimmste Tag in seinem Leben, als seine feste, kindliche Sehnsucht in tausend Scherben zersprang. Sein großer Bruder war über Frankreich abgeschossen worden. Schwer verletzt sollte er mit einem

Lazarettzug in Sicherheit gebracht werden. Der Zug wurde von Partisanen angegriffen und sein großer Bruder wurde bei diesem Gefecht getötet.

Er wurde in der Eifel begraben, weit entfernt vom heimatlich-lauenburgischen, weit entfernt auch vom kleinen Bruder, der so große Hoffnungen in ihn gesetzt hatte. Das Leben schien jetzt endgültig dunkel, traurig, hoffnungslos. Doch es ging weiter. Irgendwie.

### **3. Strophe: Der Zauber der Morgenröte**

Und dann öffnete sich doch eine Tür, als es besonders dunkel war: Eine andere Familie nahm sich seiner an. Vorbehaltlos, mutig, ohne Hintergedanken.

Eine Familie, von der man es vielleicht nicht zuallererst erwarten konnte. Sie wohnte am anderen Ende des Dorfes in einer kleinen Kate. 11 Kinder, die Mutter katholische Polin, der Vater vor der Oktoberrevolution 1918 aus Weißrussland geflohen. Tagelöhner.

Seit der Verschärfung des „NS-Reichsbürgergesetzes“ 1943 staaten- und rechtlos, damit schutzlos nationalsozialistischer Willkür und rassistischem Dorfterror ausgeliefert. Der Familienvater wurde unter fadenscheinigen Gründen verhaftet und misshandelt, die Kinder mussten unter Prügeln die Volksschule verlassen. Jemand hatte mit großen Buchstaben „Pole“ auf die Haustür geschrieben. Sie waren Ausgestoßene, Parias, Untermenschen.

Und doch sahen die Eltern der Familie in dem Jungen nicht den Sohn des mächtigen Nazis und verblendeten Menschenschinders, sondern das misshandelte, gequälte Kind. *„Ich habe mich immer gefreut, wenn ich zum Gemüseholen in den Garten musste. Dann ging ich an der Kate vorbei, die Mutter zog mich durch die Tür, umarmte mich und setzte mich zu den anderen Kindern an den Tisch. Sie hatten kaum etwas für sich selbst, aber für mich war immer etwas übrig.“*

Als die Kinder noch gemeinsam zu Schule gehen konnten gab die Mutter einer Tochter auch immer ein Extra-Pausenbrot mit, dass diese dem Jungen heimlich zusteckte, denn für ihn gab es zuhause kein Frühstück, von einem Schulbrot ganz zu schweigen.

Es war für ihn eine neue, eine gute Erfahrung, aber sie war nicht ungefährlich, nicht für ihn, vor allem aber nicht für die Familie angeblicher Untermenschen. Es war einfach eine schlimme Zeit.

Und doch bestand inmitten des ganzen Unglücks auch das Glück, das gute, das schöne Leben auf seinem Recht: Das Mädchen, das ihm täglich unbemerkt das Pausenbrot zugesteckt hatte, das hatte es ihm doch sehr angetan. Ihr Name war Rosaline.

Sie war etwas älter als er, lange schwarze Haare, wirklich eine Hübsche. „Zigeunerin“ nannte man sie abfällig im Dorf. Doch das scherte ihn nicht. Sie trafen sich heimlich und redeten und redeten. Sie badeten im Wasser eines aufgestauten Baches und redeten und redeten. Sie träumten von einem sorgenfreien Leben nach dem Krieg und redeten und redeten. „*Was du mir alles erzählt hast*“ sagte sie später „*das hat mir ganz wunderbare, neue, spannende Welten gezeigt*“.

Und aus scheinbar absichtslos-zufälligen Berührungen entstanden weniger absichtslose und da hörten sie dann auf zu reden.

Es war eine verbotene Liebe, es durfte keiner sie gemeinsam sehen, es durfte keiner wissen, vor allem sein Vater nicht. Sie waren sehr vorsichtig.

„*Die erste große Liebe, die vergisst man nicht. Die ist eigentlich nie zu Ende*“ sagte Rosaline später über diese Zeit.

#### **4. Strophe: Nicht jedem Neuanfang ist ein Zauber inne.**

Und doch endete der wunderbare Zauber dieser Tage plötzlich, abrupt und hässlich. Sein Vater hatte irgendwie doch von den zarten Beziehungen Wind bekommen, die seinen Sohn mit der Familie der Ausgestoßenen verbanden. Unter der Androhung schwerster Prügel wurde jeder weitere Kontakt verboten. Da Albin wusste, was es heißt, von seinem Vater zusammengeschlagen zu werden, fügte er sich.

Kurz darauf war der Krieg zu Ende. Als sein Vater durch seine Nazi-Vergangenheit als „belastet“ aus dem Schuldienst entfernt wurde, musste die Familie den Ort verlassen und fand sich in einem anderen, entfernten Dorf wieder, in dem der Vater eine Beschäftigung gefunden hatte.

Der lang ersehnte friedliche Neuanfang nach dem Krieg begann ohne das Liebespaar: Albin und Rosaline verloren sich aus den Augen. Die Liebesgeschichte schien endgültig Vergangenheit.

#### **5. Strophe: Mitten im Leben -2.Teil.**

Es begannen für beide die Jahrzehnte eines neuen, selbstbestimmten Lebens.

Rosaline wurde Krankenschwester, heiratete und bekam drei Kinder. Ihr ganzer Stolz. Alle drei machten erfolgreich ihren Weg, trotz der schlechten Startchancen, die ihrer Mutter als staatenlosem „Untermenschen“ mit auf den Weg gegeben worden waren. Ihr Mann starb, im Alter zog sie zu ihrem Sohn.

Öfter dachte sie an Albin, an die erste große Liebe. Aber sie versuchte nicht, ihn ausfindig zu machen. Sie hatte irgendwo gehört, er sei von

seinem Vater vor vielen Jahren wieder einmal zusammengeschlagen worden und an den erlittenen Verletzungen gestorben.

Albin konnte seine trostlose Familie hinter sich lassen, wurde zunächst Bäcker und Konditor, machte seinen Führerschein und fuhr stolz mit einem Tempo-Dreirad Torten im Lauenburgischen aus. Dann zog es ihn in die Weite. Zunächst nach Hannover und dann in das Ruhrgebiet. Dort lernte er seine Frau kennen. Es waren gute Jahre. Er zog mit seiner Frau ins Lauenburgische zurück und arbeitete bis zu seiner Rente als Feinschleifer und Betriebsrat in Schwarzenbek. Seine Frau starb. Mit einer neuen Lebensgefährtin setzte er sein Leben fort. Es waren wieder gute Jahre. Doch seine Lebensgefährtin bekam Krebs und wurde dement. Es pflegte sie bis zu ihrem Tod, denn das hatte er ihr versprochen. Er wurde selbst sehr krank, unheilbar krank. Sein Leben nahm eine neue, eine letzte Wendung.

In all den Jahren hatte er oft an Rosaline, an seine erste große Liebe gedacht. Aber gesucht hatte er nicht nach ihr. Als junger Erwachsener hatte er die Ungeheuerlichkeit des väterlichen Tuns verstanden und war davon ausgegangen, dass er als erwachsener Sohn eines Nazi-Sadisten und Menschenquälers nicht erneut mit Wohlwollen, Sympathie oder gar Liebe rechnen konnte.

Und so dachten die beiden viele Jahrzehnte oft aneinander, suchten sich aber nicht und waren die meiste Zeit doch nur weniger als 20 Kilometer voneinander entfernt.

## **6. Strophe: Die Wärme der Abendsonne**

An einem Oktobertag zog Albin in das Hospiz. Mit einer Verbesserung des Krankheitsverlaufs oder gar Heilung war nicht mehr zu rechnen. Es war seine letzte Station. Angst vor dem Tod hatte er nicht. Sein Körper war gebrechlich, aber der Geist war frisch, seine Leidenschaft für das Leben in all seinen Schattierungen ungebrochen. Er richtete sich in seinem Zimmer ein mit Bildern aus seiner alten Wohnung und bestellte sein Haus. Seine Frauen waren gestorben, Erben hatte er keine. Es war nicht wirklich kompliziert.

Jeden Morgen begann er mit einem liebgewordenen Ritual, das er auch im Hospiz beibehielt: Dem Lesen der Tageszeitung, den Lübecker Nachrichten.

Und dann kam der Tag, der alles verändern sollte.

An diesem Morgen im November las er in der Zeitung ein Stück über Palmsonntag 1942 und den alliierten Luftangriff auf Lübeck. In dem Artikel kam eine Zeitzeugin zu Wort und ein Foto von ihr illustrierte den Bericht.

Dieses Foto! Diese Augen! Der Ort aus dem sie stammte! Der Nachname stimmte nicht – aber der Vorname!

Kein Zweifel, sie war es. Sie war es wirklich. Es war Rosaline – unverkennbar, auch wenn sie - wie er selbst - inzwischen über 90 Jahre alt geworden war. Er war aufgeregt.

Eine Mitarbeiterin des Hospiz' nahm sich der Sache an, suchte und fand die Telefonnummer, unter der die Freundin der frühen Tage erreichbar war.

Albin nahm all seinen Mut zusammen und rief Rosaline an. Sie war zunächst völlig verstört und glaubte nicht, was sie da hörte. Erst als er sie mit dem Lauenburger Platt ihrer jungen Jahre ansprach, da dämmerte es ihr, wessen Stimme sie da nach 78 Jahren zum ersten Mal wieder vernahm.

Das Gespräch war sehr aufregend, reichlich wirr und konfus, wie das eben so ist, wenn ein jahrzehntelang Totgeglaubter sich nach fast 80 Jahren plötzlich wieder meldet. Es endete in einem chaotischen Wirbelsturm der Gefühle. Er versprach, sie wieder anzurufen.

In den folgenden Tagen versuchte er es mehrfach. Doch sie hob den Hörer nicht ab. Ihm war wieder einmal klar: Mit dem Sohn des brutalen Nazilehrers ihrer Kindheit wollte sie doch nichts mehr zu tun haben. Es war sehr traurig, aber in der Sache für ihn durchaus verständlich und zu akzeptieren. Es war leider nicht zu ändern.

Am anderen Ende der Leitung wartete Rosaline ungeduldig auf seine Anrufe. Doch das Telefon blieb stumm. Ihr war klar: Er hatte es sich anders überlegt. Eine alte Liebe mit der Tochter einer armen, ausländischen und ausgestoßenen Tagelöhnerfamilie, das war wohl doch seine Sache nicht.

Zurückrufen konnte sie ihn nicht, denn sie hatte in der ganzen Aufregung vergessen, seine Telefonnummer aufzuschreiben.

So gingen einige Tage ins Land, unruhige, nervöse Tage, bittere Tage für beide.

Im Hospiz versuchten die Menschen inzwischen, Albin aus seinem Schattenreich der dunklen Gefühle wieder etwas ins Helle zu schubsen: Ob es sich doch vielleicht ganz anders verhält als von ihm angenommen? Kann es sein, dass das Telefon einfach kaputt ist? Oder die Leitung überlastet? Oder eine unvollständige Nummer? Oder ein Zahlendreher?

So war es dann auch: Ein simpler Zahlendreher hatte fast für ein Ende der neugeknüpften zarten Bande gesorgt. Die Lebensgeister kehrten zurück. Das Neue, das Gute, es konnte weitergehen.

Die Episode hatte aber auch noch ein anderes Ergebnis: Es war letzte Mal, dass das schlimme Erbe ihrer Kindheit versucht hat, sich ihnen in den Weg zu stellen. Der böse Geist der frühen Jahre, er war auf einmal endgültig verschwunden.

## **7. Strophe: Die Magie der Blauen Stunde**

Es wurde viel telefoniert in diesen Tagen zwischen dem Hospiz und Rosaline. Sehr viel. Es musste schließlich so viel erzählt werden aus zwei langen, sehr langen Leben. Es war aber nicht nur der Austausch von Ereignissen, Episoden und Erinnerungen an gemeinsame Orte, Freunde und Ereignisse, an die kleinen und großen Glücksmomente und Katastrophen. Sie spürten, dass sie sich immer näherten. Der Ton der Telefonate änderte sich, er wurde zärtlich.

Es kam zu einem ersten Besuch bei ihr. Nach 78 langen Jahren sahen sie sich zum ersten Mal wieder, berührten sich ihre Hände. Es flossen Tränen.

Aber dann, dann machten sie einfach da weiter, wo sie vor fast acht Jahrzehnten aufgehört hatten, aufhören mussten: Zwei verliebte Teenager, hellwach, aber in der greisen Gebrechlichkeit alter Menschen. Es hörte einfach nicht auf. Das Telefon wurde zu einer Art elektronischen Nabelschnur. Mindestens dreimal am Tag. Es war schön, leicht, wunderbar – trotz des nahenden Endes ihrer beider Leben. *„Ich hätte nie gedacht, dass mir am Ende meiner Tage noch so etwas passieren konnte“* sagte Albin.

Aber eine Sache bekümmerte ihn immer mehr: Sein Haus war auf einmal nicht mehr bestellt. *„Wenn ich jetzt sterbe, dann wird es für sie schlimm, ganz schlimm...“*

Er wollte etwas tun und beschloss, ihr einen Brief zu schreiben. Einen Brief, der sie trösten sollte, wenn er nicht mehr ist. Einen Brief, den sie immer lesen könnte, wenn sie nach seinem Tod Zuspruch, Bekräftigung und Ermunterung brauchen würde, einen Brief, der sie durch den Rest ihres Lebens begleiten, der ihr seine Stärke vermitteln sollte. Ein Versprechen, immer bei ihr zu sein und bei ihr zu bleiben.

Er überlegte lange, wie er den Brief wohl schreiben könnte. Einen solchen Brief hatte er nämlich noch nie geschrieben. Nach einigen Tagen des Nachdenkens setzte er sich dann in seinem Hospizzimmer an den Tisch und begann zu schreiben. Es ging ihm leicht von der Hand. Er hatte sich gut vorbereitet und wusste genau, was er schreiben wollte.



Als er fertig war, machte er sich zu ihr auf den Weg, um ihr den Brief zu bringen – und ein silbernes Medaillon mit der Darstellung des Lebensbaumes, der den Himmel trägt und doch in der Erde verwurzelt ist. Ein Symbol der Liebe über den Tod hinaus.

Die Stimmung während dieses Besuches war zärtlich, herzlich, fröhlich und doch irgendwie auch erhaben und feierlich. Fernab jeder kitschigen Attitüde hatten sich da zwei wiedergefunden und ganz einfach einander versprochen, egal ihres Alters, ihrer Krankheiten, ihrer Gebrechen und der begrenzten Lebenszeit, die ihnen noch verblieben war. Allein den Abschied umwehte leiser Kummer, denn es war nicht sicher, ob sie sich noch einmal sehen würden und berühren sollten.

Die Rückfahrt in das Hospiz führte mit einem kleinen Umweg noch einmal durch den Ort ihrer gemeinsamen Kindheit, den er seit vielen langen Jahren nicht mehr besucht hatte.

Das Schulhaus mit der Lehrerwohnung, der Ort der erlittenen kindlichen Qualen, es steht noch, inzwischen romantisch frühlinggrün umwuchert im milden Licht der Frühjahrssonne. Auch die Kate, in der Rosaline mit ihren 10 Geschwistern und ihren Eltern wohnte und an deren Tür einst ‚Pole‘ geschrieben stand, auch die gibt es noch. Renoviert, idyllisch, inzwischen eine Ferienwohnung.

Nichts erinnerte mehr an die dunklen Tage.

Diese waren für ihn zwar nicht ungeschehen, natürlich nicht, doch als er an diesem Tag das Dorf wieder verließ, da waren sie endgültig Vergangenheit, da waren sie Geschichte.

Auf der Straße zwischen Mölln und Schwarzenbek blickte Albin sinnierend aus dem Autofenster auf die vorbeiziehende Landschaft: *„Es ist schon ein sehr merkwürdiges Gefühl. Wie oft bin ich diese Straße gefahren, als Kind, als Jugendlicher, als Erwachsener. Mit dem Fahrrad, dem Tempo Dreirad beim Kuchenausfahren, mit meinem Heinkel-Roller, meinen verschiedenen Autos, mit meiner Frau, mit meiner Lebensgefährtin, mit Freunden, allein. Immer war ich auf dieser Straße unterwegs. Und heute fahre ich auf ihr wohl ein letztes Mal. Es macht mich nicht traurig, nicht wehmütig. Es ist nur einfach ein sehr merkwürdiges Gefühl.“*

Nach einer Weile des Schweigens, kurz bevor das Hospiz in Sichtweite war, fuhr er fort: *„Zum ersten Mal seit langer Zeit bin ich wirklich zufrieden. Es hat sich alles gefügt. Die Dinge sind jetzt gut, so wie sie sind.“*

Das, was ihm in den späten Abendstunden seines Lebens wirklich wichtig war, hatte endlich einen guten Sinn, eine klare Ordnung bekommen. Er

konnte sich beruhigt auf den Weg machen, wenn die Zeit des endgültigen Abschieds gekommen sein würde.

## **8. Strophe: Das Leuchten der Rose**

Nach dem letzten Besuch bei Rosaline spürten beide, dass ihre Kraft jetzt sehr schnell nachließ. „*Uns bleibt nicht mehr viel Zeit*“ sagte Albin. Die Schmerzen wurden stärker, die Organe fingen an, zu versagen. Es begannen die letzten drei harten, mühsamen und unruhigen Wochen ihres Lebens. Sie konnten schließlich das Bett nicht mehr verlassen, Katheter, Maschinen und Schläuche, Medikamente und Ärzte bestimmten die Tage. Sie schliefen viel, aber sobald sie wach waren, waren sie präsent: Auch wenn ihnen klar war, dass sie sich nicht mehr sehen und berühren würden, so rückten sie am Schluss durch das Telefon doch noch ein Stück enger zusammen.

Rosaline hatte nämlich noch ein für sie sehr wichtiges Thema, gegen das sich Albin in den vergangenen Monaten lang gewehrt hatte, das aber jetzt nicht mehr weiter aufgeschoben werden durfte: Die tief religiöse Katholikin Rosaline und der entschiedene Atheist Albin sprachen über Gott und die Kraft und den Trost des Glaubens.

Albin hatte viele Jahrzehnte eine eiserne Meinung: *„Ich hätte gern geglaubt, aber es ging einfach nicht. In den dunkelsten Stunden meiner Kindheit habe ich immer Gott um Hilfe angefleht, aber da war nichts, überhaupt nichts. Es gibt keinen Gott.“*

Und plötzlich bewegte sich dann doch etwas: *„Rosaline sorgt sich wirklich um mich“* sagte Albin gerührt: *„Sie sorgt sich wirklich um meine Seele“*. Auch wenn beide sehr schnell erschöpft waren, ließ er sich doch in den täglichen Gesprächen auf dieses für ihn traumatische Thema ein. *„Ich hätte nie gedacht, dass ich dazu mal bereit sein würde“* staunte er über sich selbst.

Die eisige Härte seiner Meinung verflüssigte sich. Worüber genau die beiden inhaltlich sprachen, darüber redeten sie kaum. Das war und blieb ihr Geheimnis. Nur einmal meinte Albin kurz: *„Es hat sich bei mir da etwas geändert – wir denken jetzt doch ähnlich und sind vielleicht fast schon einer Meinung“*. Grinsend fuhr er fort: *„Rosaline hat mich da an die Hand genommen und es gibt Frauen, denen man einfach nichts ablehnen kann!“*

Die letzten Tage schließlich waren sehr mühsam, unruhig und schmerzhaft. Die Telefonate wurden immer kürzer, die Kraft reichte einfach nicht mehr.

Rosaline ging zuerst. Sie hatten das letzte Mal vor zwei Tagen telefoniert. Sie starb im Beisein ihrer Familie zuhause in den frühen Morgenstunden. Sie wurde fast 94 Jahre alt.

Als Albin wenige Stunden später vom Tod Rosalines erfuhr, saß er still auf der Bettkante und weinte tonlos in sich hinein. Auch wenn die Entwicklung nicht wirklich überraschend kam, war er doch zutiefst erschüttert. Nach einer gefühlten Ewigkeit holte er tief Luft: *"Jetzt wird es auch für mich langsam Zeit"*.

Bevor es aber so weit war, hatte er noch etwas Wichtiges zu erledigen, ein letztes kleines, aber bedeutendes Projekt: Er wollte unbedingt seine Jugend- und Altersliebe Rosaline ihren letzten Weg nicht allein gehen lassen. Er musste zu ihrer Beerdigung. Es war ihm sehr wichtig, auch wenn er nicht wusste, wie er das anstellen sollte, so kraftlos und abhängig von den ganzen Maschinen, die ihn inzwischen umgaben. Seine eigene Beerdigung interessierte ihn nicht, denn er hatte sich schon vor Jahrzehnten als Körperspender in der Lübecker Pathologie registrieren lassen.

Seine Teilnahme an Rosalines Beerdigung bestimmte jetzt sein Denken, Wollen und Fühlen. Ein gebügeltes, weißes Hemd hatte er noch, eine schwarze, saubere Hose und ein knitterfreies Sakko. Von einem Mitarbeiter des Hospiz lieh er sich eine schwarze Krawatte.

Er gab für die Beerdigung einen großen Strauß dunkelroter Rosen in Auftrag mit einer weißen Hochzeitsrose in der Mitte: *„Meiner Geliebten schenke ich auch zur Beerdigung viele rote Rosen und keinen Kranz!“* Es blieb nur noch zu klären, wie er zur Beerdigung kommen sollte.

Doch dazu kam es nicht mehr. Sein Zustand verschlechterte sich plötzlich, er konnte nicht mehr sprechen und dämmerte immer häufiger weg in die Schattenwelt zwischen Leben und Tod. Nach drei ruhelosen Tagen und Nächten starb Albin 91-jährig am frühen Morgen in Begleitung der Menschen, die ihn im Hospiz in den letzten Monaten seines Lebens betreut, versorgt und begleitet hatten. Es war die gleiche Stunde, in der Rosaline gestorben war, nur auf den Tag eine Woche später - und einen Tag vor ihrer Beerdigung.

Auch wenn es Albin nicht mehr zur Beerdigung seiner Liebe schaffte, sein großer, dunkelroter Rosenstrauß mit der weißen Hochzeitsrose in der Mitte fand seinen Weg zur Beerdigung. Er lag auf dem aufgebahrten Sarg in einer kleinen, alten Dorfkirche im Lauenburgischen, begleitete Rosaline auf ihrem letzten Weg von der Kirche zum Friedhof.

Und als die Familie und Verwandten, die Freunde und Nachbarn an das offene Grab traten, um sich von Rosaline zu verabschieden, leuchtete ihnen aus der Dunkelheit eine weiße Rose entgegen.

## **Schlusskadenz: Über die Hoffnung, das Sterben und das gute Leben.**

Irgendwann vor etwas mehr als 2100 Jahren setzte sich in Rom ein Mann an einen Tisch und schrieb einen Brief. Einen Brief an einen guten Freund. Der Mann hieß Marcus Tullius Cicero und sein Freund Titus Pomponius Atticus. Es wurde ein ziemlich langer Brief.

Der Brief war ein Nachdenken über die letzten Dinge, über das Leben, das Sterben und den Tod. Es ging letztlich um Klärung, was ein gutes Leben ausmacht und woran man es erkennt. Vor allem aber ging es um die Frage, mit welcher Haltung, mit welcher inneren Einstellung man den Wechselfällen des Alltags, den Freuden und Glücksmomenten, den Schicksalsschlägen und Schmerzen, dem Sterben und dem Tod begegnen sollte, damit es ein gutes, ein sinnhaftes, ein erfülltes Leben wird.

Am Ende des Briefes fasste Cicero seine Gedanken in einem Satz zusammen: *„Dum spiro spero, dum spero amo, dum amo vivo“*: *„Solange ich atme, hoffe ich; solange ich hoffe, liebe ich; solange ich liebe, lebe ich.“*

Ich bin überzeugt: Auch wenn dieser Satz inzwischen vor mehr als 21 Jahrhunderten geschrieben wurde, so ist er immer noch gültig und auch heute noch eine gute Einstellung zum Leben – vielleicht für das ganze Leben, doch ganz gewiss für das Leben und die Arbeit im Hospiz.

Ich glaube, nicht nur die Geschichte von Albin und Rosaline, sondern auch das Geesthachter Hospiz, seine Philosophie und die Frauen und Männer, die für die Hoffnung und das Leben im Hospiz arbeiten, all das hätte Cicero schon sehr gut gefallen.

Nein, eigentlich glaube ich das nicht.

Ich weiß es. Ich bin ich mir da sicher.

Sehr sicher sogar.